

Überlegungen zur inneren Organisation der Kulturwissenschaften *Von Albrecht Koschorke*

I

Die Kulturwissenschaften sind aus einem Dilemma entstanden, das mit dem Begriff der Kultur selbst verbunden ist. Zum einen bedeutet Kultur: Hochkultur. Der Begriff schließt Ökonomie, Technik und Alltagswelt aus, hat im Deutschen tendenziell eine antimoderne und antizivilisatorische Prägung und ist ein Produkt der langen nachromantischen Trennungsgeschichte zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. In dieser Bedeutung bietet sich das Schlagwort «Kultur» für kompensatorische Rettungsversuche oder aber für Klagen über den Bedeutungsverfall buchkultureller Traditionen und ihrer soziologischen Trägerschicht an.

Gegenläufig zu diesem ebenso exklusiven wie zusehends minoritären Wortgebrauch hat jedoch Kultur in der Moderne eine beispiellose Universalisierung erfahren. Insbesondere in den zurückliegenden Jahrzehnten hat sich der Bereich dessen, was als kulturell bedingt verhandelt wird, beständig ausgeweitet: Geschlechterrollen und andere scheinbar natürliche Distinktionen, Modalitäten der Konfliktaustragung und Entscheidungsfindung, die Strukturierung von Kategorien wie Raum und Zeit, ja die Art und Weise selbst, wie in verschiedenen Gesellschaften zwischen Natur (Gegebenem, Unverfügbarem) und Kultur (Gemachtem, Verhandelbarem) unterschieden wird. Dadurch kommt so etwas wie ein kultureller Letzthorizont aller sozialen Ordnungsstiftungen in den Blick,

auch wenn dafür bisher keine hinreichenden Darstellungsformen gefunden sind. Jedenfalls ist der Begriff der «Kultur» – aus Gründen, die einer eingehenden Untersuchung bedürften – zu einer Art Generalschlüssel geworden, der ältere Begriffe wie «Geist», «Lebenswelt» oder «Alltag» absorbiert und verdrängt.

Das legt den Schluss nahe, dass die heutigen Kulturwissenschaften, rein epistemologisch betrachtet, äußerst günstige Bedingungen vorfinden. In der Tat sind ja die expansionistischen Tendenzen dieses Paradigmas, bis weit hinein in die Sozialwissenschaften und in die Geschichtsschreibung der so genannten *hard sciences*, unübersehbar. Die Herausforderung besteht folglich darin, die Einsichten, die durch den *cultural turn* gewonnen wurden, in umfassendere Erklärungsmodelle für die Produktion von sozialen und wissenschaftlichen Tatsachen einzuarbeiten. Gerade das derzeitige Interesse an kulturwissenschaftlichen Denkformen und Begriffen lädt den betreffenden Fächern eine gewisse Bringschuld auf, über ihre Binnenverständigung hinaus Konzepte zu entwickeln, die auch in entfernteren fachlichen Zusammenhängen adaptiert werden können.

2

Diese Herausforderung stößt jedoch auf Dispositionen, die ihrer Einlösung nicht in jeder Hinsicht förderlich sind:

Erstens rekrutieren sich die Kulturwissenschaften personell, institutionell und theoretisch noch immer weitgehend aus den herkömmlichen Geisteswissenschaften. Sie haben sich nicht als selbstständige Disziplin etabliert und kaum eigene Ausbildungsgänge geschaffen. Oft bezeichnet das neue Etikett nicht viel mehr als eine Camouflage eingespielter Denk- und Abgrenzungsgewohnheiten. Das führt dazu, dass sich Kulturwissenschaftler weiterhin bevorzugt als Sachwalter ihrer Herkunftsdisziplinen verstehen und einen entsprechend residualen Begriff von Kultur weiterführen: mit der Folge, dass sie von den Geisteswissenschaften auch die Marginalisierungsangst und den apokalyptischen Ton erben, die sich in der doppelten Frontstellung gegen moderne Technologie einerseits, Populärkultur andererseits herausgebildet haben.

Zweitens leben die Kulturwissenschaften in ihrer aktuellen Ausprägung vor allem von den nachhaltigen Impulsen des Poststrukturalismus. Sie zehren von einer theoretischen Substanz, die im We-

sentlichen in den 1960er und 70er Jahren geschaffen und in einem mehrstufigen Generationenschema kanonisiert wurde: Während eine erste, sozusagen noch heroische Generation von Rezipienten und Übermittlern in kleinen Zirkeln die «Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften» betrieb, wurde in den 1990er Jahren die poststrukturalistische «Herausforderung an die Literaturwissenschaften» angenommen und wie in vielen zu den Humanities gehörigen Disziplinen weitgehend bewältigt – mit allen unliebsamen Begleiterscheinungen einer solchen Erfolgsgeschichte, insbesondere was die Bildung von epigonalen Jargonkartellen betrifft. Inzwischen hat eine dritte, weniger doktrinäre Generation ihr Amt angetreten, und wenn sich auch allgemein die Frontbildungen auflösen, so bleibt doch das Faktum bestehen, dass die letzte grundlegende Erneuerung des wissenschaftlichen Paradigmas auf diesem Feld drei bis vier Jahrzehnte zurückliegt. Zwar wurde in der Zwischenzeit sehr viel fruchtbare Arbeit geleistet – genannt seien nur die Stichworte Medientheorie und Wissensgeschichte –, aber es ist doch zweifelhaft, ob es auf mittlere Sicht reichen wird, das Vermächtnis der 1970er Jahre zu verwalten. Als paradoxer Effekt bleibt zu vermerken, dass die Hauptquelle der epochalen theoretischen Neuerungen, nämlich das intellektuelle Milieu des damaligen Paris, in dem Maß versiegt ist, in dem der Poststrukturalismus in Gestalt von *New Historicism*, *gender* und *postcolonial studies* zu seinem akademischen Siegeszug erst durch die USA und dann in den Rest der Welt angesetzt hat.

Drittens schließlich ist zu fragen, ob die Kulturwissenschaften infrastrukturell hinreichend gerüstet sind, um dem enormen Bedeutungszuwachs ihres Programmbegriffs gewachsen zu sein. Damit ist nicht in erster Linie die chronische und in der Tat kritikwürdige Unterfinanzierung der betroffenen Fächer und Fakultäten gemeint, sondern der Grad von innerer Organisation, mit dem sie ihr Wissen herstellen und prozessieren. Über grundsätzlichen Mangel an politischer Zuwendung können sich die Kulturwissenschaften ja gar nicht einmal beklagen. Im Gegenteil, sie verdanken jedenfalls in Deutschland ihre Konjunktur auch der Tatsache, dass sie sich so gut in die neuen Formate der Wissenschaftsförderung einpassen, die fast ausschließlich auf so genannte Verbundforschung abzielen. Plakativ formuliert: Wo früher ein eigenbrötlerischer Ge-

lehrter ein Buch schrieb, wofür er nichts anderes brauchte als eine Anstellung, Zeit und Ruhe vor seinen Kollegen, bringen heute kulturwissenschaftliche *catchwords* die nötige Suggestionskraft und interdisziplinäre Anmutung ins Spiel (unfreundlicher ausgedrückt: sie eignen sich als Attrappen), um damit die Finanzierung weit gespannter Sammelbände oder Sonderforschungsbereiche plausibel zu machen. Wissenschaftler – man muss es sagen – sind eben auch Opportunisten, und ihre Begriffsnetze lassen sich bis zu einem bestimmten Grad als Blaupausen der Finanzierungsstrukturen entziffern, mittels deren sie ihr Renommee steigern oder schlicht ihren Laden am Laufen zu halten versuchen.

Die große Frage ist, ob dadurch wirklich nachhaltige Erkenntnisfortschritte angeregt werden oder ob sich solche Fortschritte nicht, wenn überhaupt, trotz dieser Förderpraktiken einstellen. Noch ist die Kultur der Drittmittelprojekte ja den Beweis schuldig geblieben, dass sie die knappen Ressourcen effizienter verwendet, als es eine Individualforschung alten Stils täte, die statt großräumiger Forschungsplanungen ihrer Neugierde und Intuition überlassen bliebe. Aber es soll hier nicht um nostalgische Rückprojektionen gehen, sondern um die entgegengesetzte Perspektive: Wie müssen die Kulturwissenschaften sich organisieren, um der Reichweite ihres Paradigmas und der immensen künftigen Möglichkeiten, die sich daraus ableiten, Genüge zu tun?

Es ist schwer, sich dazu zu äußern, ohne wieder irgendwelchen Verwaltungs- und damit Machtphantasien Vorschub zu leisten. Zunächst der Befund. Wenn man den Blick eines ethnologischen Feldforschers auf die eigene *community* richtet, stellt man schnell fest, dass sie über ein äußerst rudimentäres Stadium sozialer Entwicklung nicht hinausgelangt ist. Es handelt sich um eine auf segmentärer Differenzierung beruhende Gesellschaft mit stark nomadischen Elementen, die als homosozialer Verbund örtlich zur Ausbildung von Häuptlingstüchern gelangt, wobei diese selbsternannten Häuptlinge oft als Spottgestalten betrachtet werden (meist reiben sie sich ohnehin in internen Scharmützeln auf). Man kann an dieser im Wesentlichen tribalen Sozialstruktur ihren hohen Grad an Improvisation liebenswert finden, aber in der kurzlebigen wissenschaftlichen Projektkultur unserer Tage, das heißt in der Konkurrenz um Geldmittel auf niedrigem organisatorischem Niveau, führt sie zu einer

beträchtlichen Vergeudung von Energien. Teils werden unnötigerweise *claims* abgesteckt, teils – das ist inzwischen wohl der häufigere Fall – bringen neue Projekte in der Hast der Beantragung und Durchführung gar nicht mehr die Zeit auf, den Forschungsstand zu erarbeiten, auf dem sie aufbauen wollen. Vieles wird angefangen, viele Initiativen laufen in einer immer unübersichtlicheren interdisziplinären Wissenswelt parallel, ohne voneinander Kenntnis zu nehmen (überhaupt ist die Redundanzrate enorm!), und kaum etwas wird zu einem Abschluss gebracht, der auch nur die nächsten fünf Jahre überdauert. So zeitigt der immer kürzer getaktete Ergebnisdruk, der von Antragszyklen oder Vertragslaufzeiten und nicht von wissenschaftlichen Gegebenheiten abhängt, den Effekt einer geschäftigen Stagnation.

Es ist unwahrscheinlich, auf diesem Weg zu einer anspruchsvollen Theoriearchitektur zu gelangen. Man kann sich jedenfalls kaum vorstellen, dass unter derzeitigen Bedingungen so fundamentale und weitsichtige Unternehmungen wie das *Historische Wörterbuch der Philosophie*, das Lexikon *Geschichtliche Grundbegriffe* oder die Publikationsreihe von *Poetik und Hermeneutik* in Gang gebracht werden könnten. Um heute kulturtheoretische Grundlagenarbeit zu leisten, die diesen Namen verdient, müssten in den von Überlastung und Reformstress geplagten Universitäten erst einmal die strukturellen Voraussetzungen für Langfristigkeit wiederhergestellt werden. Auf allen Ebenen: bei den Förderstrukturen, die trotz gewisser Fortschritte noch immer vorrangig Kurzatmigkeit prämiieren; bei den Beschäftigungsverhältnissen, die überreglementiert sind und erfahrene Wissenschaftler, die keine Professur erlangt haben, in die Arbeitslosigkeit zwingen; bei den Arbeitsformen, die zu permanenter Überkommunikation führen; bei den Publikationsformen, die diesen ganzen Eklektizismus archivkundig machen. Und schließlich bei den Fragestellungen selbst, die wieder das Risiko auf sich nehmen müssen, wissenschaftliche Probleme zu benennen, deren Lösung in einer konzertierten, die Vorteile von wissenschaftlicher Arbeitsteilung nutzenden, aber bürokratieferen Anstrengung einen Unterschied macht. Und solche Probleme gibt es genug.